



Erwartungsvoller Geiger

Franz-Markus Siegert beim Blomstedt-Konzert Seite 10

KULTUR

Leidende Punks

Beach spielen in der Scheune Seite 11



Brennender Glanz

Schauspielerinnen und Brecht-Tochter Hanne Hiob wird 85

Sie hat es einmal als „Zufall“ bezeichnet, die Tochter Bertolt Brechts zu sein: Die Schauspielerin Hanne Hiob, die heute 85 Jahre alt wird, wurde 1923 als ältestes Kind des Dichters und der Opernsängerin Marianne Zoff geboren. Brecht verließ die Familie, als sie zwei Jahre alt war. Doch das Erbe ihres Vaters ließ sie nicht los: „Ich habe den Zufall, die Tochter Bert Brechts zu sein, mir zunutze gemacht, mit seinen Worten meine eigene Botschaft mitzuteilen.“ Und diese Botschaft ist bis heute: gegen Krieg, gegen Faschismus und Rassismus, gegen Neozionismus, oder, positiv ausgedrückt: für Frieden und Gerechtigkeit. Dies mit Worten Brechts zu vermitteln, ist ihr zweimal auf ganz außerordentliche Weise gelungen. 1959 spielte sie in der Uraufführung der „Heiligen Johanna der Schlachthöfe“ in Hamburg, inszeniert von Gustaf Gründgens, die Titelrolle. Ihre Johanna, Leutnant der Heilsarmee, will den Fleischkönig und Ausbeuter Mauler in Chicago zur Humanität zurückführen. Als sie damit scheitert, bleibt ihr nur noch die Schlussfolgerung: „Es hilft nur Gewalt, wo Gewalt herrscht, und es helfen nur Menschen, wo Menschen sind.“

20 Jahre später, als sie sich vom Theater schon zurückgezogen hatte, trat sie mit Straßentheaterprojekten an die Öffentlichkeit, vor allem mit dem „Anachronistischen Zug oder Freiheit und Democracy“. Der Text ging auf ein Brecht-Gedicht von 1947 zurück, das die Rückkehr alter Nazis in führende Positionen vorhersagte. Mit dem „Anachronistischen Zug“ griff die Schauspielerin unter anderem in den Bundestagswahlkampf 1980 ein, als sie einen Bundeskanzler Franz Josef Strauß verhindern wollte.

Hanne Hiob führte ihr Leben meist in ihrer Geburtsstadt München – abseits von Berlin und dem dortigen Brecht-Clan. 1928 wurde der populäre Schauspieler und Komiker Theo Lingen Hannes Stiefvater. Ihm gelang es, Marianne Zoff, die jüdische Verfahrenerin, und Hanne vor der Verfolgung durch die Na-



Hanne Hiob (Archivfoto 1998). Foto: dpa

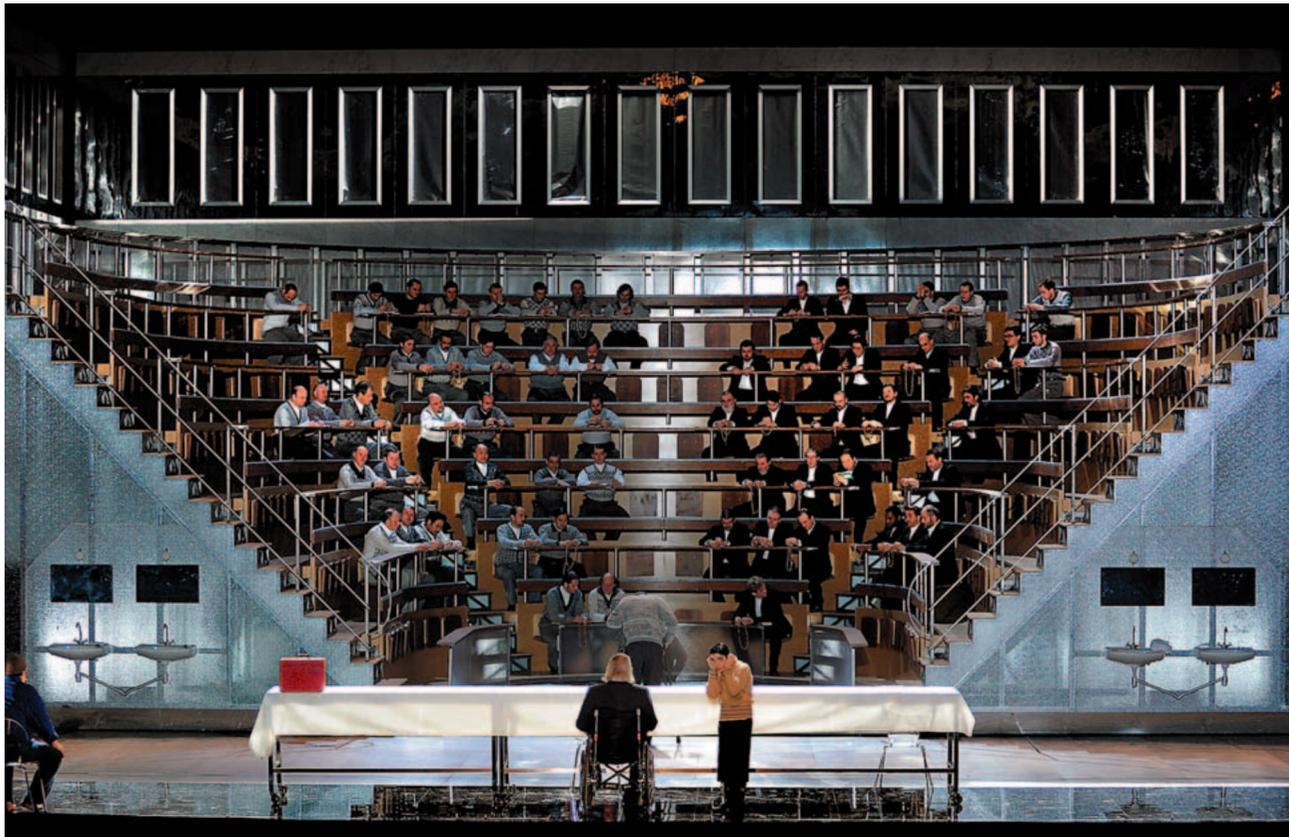
zis zu schützen. Hanne Hiob – ihr Nachname stammt aus einer gescheiterten Ehe – nahm Ballett- und Schauspielunterricht. Ab 1941 tanzte und spielte sie in Wien und Salzburg. In den 50er Jahren war sie dann mit großen Rollen im Theater am Kurfürstendamm in Berlin engagiert.

Zum Höhepunkt ihrer schauspielerischen Karriere aber wurde die Johanna der Schlachthöfe, für die sie enthusiastische Kritiken bekam. „Unendlich rührend“, fand sie Siegfried Melchinger, ein Großkritiker jener Jahre, „aber mit einer Stimme, deren Inbrunst die Schwäche in Überzeugungskraft verwandelte, und mit Augen, deren im Mitleiden brennender Glanz unvergänglich bleiben wird.“ Sie hat die Rolle dann 1968 auch am Berliner Ensemble in Ostberlin gespielt, wo man aber den „echten Brecht-Ton“ bei ihr vermisste.

In einem Theaterlexikon der DDR (1977) fand man sie „merkwürdig intellektualistisch“, zwar „gestisch sehr genau“, aber sie entbehre „des sozialistisch-realistischen Standpunktes“. Auch in den späteren Jahren, in denen sie sich ganz auf ihre politischen Kampagnen konzentrierte, hat Hanne Hiob – nicht nur im „Anachronistischen Zug“ – immer wieder auf Brecht zurückgegriffen. Mit seinen Gedichten gestaltete sie politisch-literarische Programme, berühmt wurde unter anderem die szenische Aufführung des Brecht-Gedichts „Legende vom toten Soldaten“ auf dem Soldatenfriedhof von Bitburg. Sie hat aber auch in Theatern und Schulen „Letzte Briefe aus Konzentrationslagern“ vorgetragen. Für diese Aufklärungsarbeit erhielt Hanne Hiob 2005 den Aachener Friedenspreis, zusammen mit dem US-amerikanischen Priester Roy Bourgeois – eine späte Würdigung ihres über Jahrzehnte nicht erlahmenden Engagements.

Hanne Hiob, hieß es in Aachen, stehe für „ein anderes Deutschland“, das aus bitterer Erfahrung heraus „endgültig Nein sagt zu Militarismus und Krieg“.

Wilhelm Roth, epd



Szene aus dem Pariser „Parsifal“, in der Mitte Christopher Ventris (Parsifal) und Victor von Halem (Titirel).

Foto: R. Walz/ Opéra national de Paris

Zwei Sachsen an der Seine

An der Pariser Opera Bastille macht ein neuer „Parsifal“ Furore – mit Hartmut Haenchen am Pult

Als er einst mit seinem „Tannhäuser“ in Paris landen wollte, da machte man ihm an der Seine die Hölle heiß und erzwang eine Anpassung an die dortigen Gegebenheiten. Ballett musste sein und die Welt der Oper kann seither zwischen zwei Fassungen des Sängerkrieges wählen. Richtig glücklich war Richard Wagner am Ende mit keiner von beiden, so dass er fand, er schulde der Welt noch einen „Tannhäuser“. Beim „Parsifal“ da war er sich wohl sicher, diese selbst auferlegte Schuld abgetragen zu haben. Es ist eine amüsante historische Pointe, dass sich heute ein kleiner lautstarker Teil des Pariser Publikums ziemlich penetrant selbst als Grals Hüter der reinen Lehre aufspielt. Dabei war es ein völlig harmloser und obendrein ziemlich sinnvoller Einfall des polnischen Regisseurs Krzysztof Warlikowski, über den man sich so echauffierte.

Der hatte zwar mit den Plakaten eine falsche Fährte gelegt. Dort hielt nämlich ein Priester einem jungen Mann ein Kreuzifix wie eine Pistole an die Schläfe. Das ließ vermuten, dass er die Männergesellschaft um Titirel, Amfortas und Gurnemanz ebenso konsequent auf ja tatsächlich vorhandene, mitschwingende homoerotische oder homophobe Subtexte hin befragen könnte, wie er es gerade in München im Falle von Onegin und dessen Freund Lenski getan hatte. Doch nichts dergleichen geschah. Zwar wird hier auch von Männern geküsst und umarmt, aber alles gut katholisch rituell. Zwar geht Parsifal in dem Anmierlokale, dessen Tische, rote Lampchen, samt plissee- und glitzerschicken, blond dauergewellten weiblichen, liebesungrigen Schönheiten in der Zau-

bergartenszene alsbald seines Anzugs (Marke Landei) verlustig und findet sich frivoll am Stuhl gefesselt wieder. Nur hat sich das ja so ähnlich schon Richard Wagner ausgedacht.

Assoziationsästhetik

Nachdem man den assoziativen Bogen von Kubricks „2001. Odyssee im Weltraum“ mit dem einsamen Astronauten, der sich selbst in verschiedenen Altersstufen sieht, zu dem „Zum Raum wird hier die Zeit“ noch geschluckt hatte, brach die Aufregung während einer kleinen Verzögerung des musikalischen Beginns des dritten Aufzugs los. Dort sieht man einen Ausschnitt aus Roberto Rossellinis Film „Deutschland im Jahre Null“, in der ein kleiner Junge erst weinend durch das zerstörte Berlin irrt, um sich dann von einer Ruine in den Tod zu stürzen. Das ist aber keine Doppelung dessen, was dann folgt, sondern konterkariert das von Wagners Vorlage (in guter Tradition etwa eines Harry Kupfer) abweichende szenische Ende.

Warlikowski zerstört zwar den ganzen Erlösung-dem-Erlöser-Zauber, samt enteelt zu Boden gehenden Personals (dem sich auch Schlingensiefel trotz seiner radikalen Assoziationsästhetik in Bayreuth nicht entgegengestellt hat) und legt den humanen Kern für eine übergreifende Moral frei. Die akzeptiert den Menschen in seiner Unvollkommenheit, auch als sexuelles Wesen. Und sie räumt vor allem denen eine Chance auf Leben ein, die sich ihrer Vergangenheit stellen. In der Hörsaalrealität seiner Gralsgesellschaft, der mondänen Eleganz der Blummädchen und Kundrys und dann in

der an die Nachkriegszeit erinnernden Optik, mit ihren notdürftig angepflanzten Kohlbeeten im Hörsaal und dem Feldgrau des heimkehrenden Parsifal.

Kundry und Amfortas verbindet hier kein mysteriöser Blackout, sondern eine tiefe innere Beziehung. Parsifal kommt zu der Einsicht, dass Herrscherwürde nur darin bestehen kann, diese Humanität zu ermöglichen. Und so gibt es ein geradezu anrührendes Ende, wenn sich Parsifal, Amfortas, Kundry und jener kleine Junge, der die ganze Zeit über das Geschehen miterlebt und dabei mit Staunen und intuitiver Sensibilität beobachtet hat, zu einem gemeinsamen Essen zusammenfinden. Während Kundry die Kerzen anzündet, verschwindet das Hörsaalhalbrund, also die ganze überholte Welt der Rituale und falschen Leitbilder, hinten im Dunkel. Das macht Sinn, ist eine legitime Möglichkeit, sich der Parsifal-Herausforderung heute zu stellen, und ist zudem auch im Detail der Personenführung und Charakterisierung präzise und nachvollziehbar gearbeitet.

Erstklassige Protagonisten

Ob die Pariser die eigentliche Sensation des Abends bemerkt haben, lässt sich nicht so ganz ausmachen, obwohl der Jubel für Hartmut Haenchen und seine durchweg erstklassigen Protagonisten ungeteilt war. Dabei war Haenchen mehr und grundsätzlicher von einer Traditionslinie der Interpretation abgewichen, als es Warlikowski nach den radikalen Deutungen von Friedrich, Kupfer über Konwitschny, Nel, Alden oder auch Schlingensiefel überhaupt noch

könnte. Und das, nicht weil er sich von Wagners Intentionen zu emanzipieren versucht, sondern im Gegenteil, weil er sie zu erfassen sucht. Das ist in Sachen „Parsifal“, neben aller Perfektion des Eindringens in die sich wölbende Klangarchitektur, am Ende eine Frage des Tempos. Man glaubt es kaum, aber es gibt Interpretation, die bald an die Fünftundgrenze heran reichen. Hartmut Haenchen bleibt sogar noch fünf Minuten unter vier Stunden! Hartmut Haenchen erweist sich mit diesem Parsifal – wie schon mit seinem Amsterdamer Ring vor zehn Jahren – als ein hochsouveräner, sinnlicher Wagnerdirigent von Rang mit einer eigenen, erfrischend klaren, dabei stets intensiv den Raum (auch den riesigen der Bastille) füllenden, doch nie lärmenden Wagnerauffassung.

Haenchen wäre eigentlich der Bayreuthdirigent, der im Vergleich mit Christian Thielemann eine produktive Spannung und Erneuerung versprechen würde. Zwar auch Wagnerkennnerin, aber dort wegen terminlicher Peanuts exkommuniziert, fügte Waltraud Meier ihren vielen Kundrys jetzt noch eine ausgesprochen elegante, gefühlvolle mit ihrer gereiften Expressivität bestechende hinzu. So wie sie das in Paris macht, deplaziert sie alle ihre Nachfolgerinnen. Und überhaupt: Christopher Ventris (Parsifal) Franz Josef Selig (Gurnemanz), Alexander Marco-Buhrmester (Amfortas), Victor von Halem (Titirel), Alexander Marco-Buhrmester (Amfortas) und Evgeny Nikitin (Klingsor) – das ist nicht nur das Who's who einer Weltklasse-Parsifalbesetzung, das klingt auch so!

Joachim Lange

Orte der Erinnerung

Anne Dorn stellte in Dresden ihren beeindruckenden Roman „Siehdichum“ vor

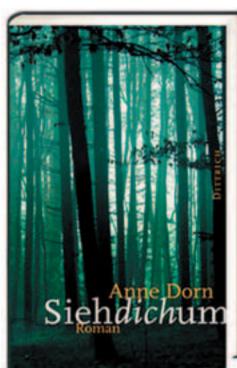
Erinnerung sucht nach Orten. Wie stark dieses Bedürfnis ist, können wir jetzt in einem beeindruckenden Roman erfahren. „Siehdichum“ lautet sein ungewöhnlicher Titel. Anne Dorn, die Autorin, ist 1925 in Wachau bei Radeberg geboren. Seit 1969 lebt sie in Köln.

Sie erzählt von einer 75 Jahre alten Frau, Martha Lenders. Die bricht von Koblenz aus, wo sie lebt, im Jahr 2000 auf nach Polen, um nach Spuren ihres jüngeren Bruders zu suchen. Als Angehöriger einer Einheit des Reichsarbeitsdienstes ist er im Januar 1945 verschollen. Vieles davon beruht auf Tatsachen. Anne Dorn hat genau diesen Verlust des Bruders erlebt, dieses spurlose Verschwinden, das etwas anderes ist als ein beglaubigter Tod. Und wer sie bei ihrer Lesung in der Dresdner Buchhandlung Ungelenk erlebt hat, ahnt, dass die Hauptfigur zumindest Züge eines Selbstporträts hat.

Wie authentisch diese Prosa immer sein mag – es handelt sich um ein großartiges Stück Literatur. Dargeboten in einem gekonnt gebrochenen Erzählen: In die Geschichte der Suche sind Zeitzeugenberichte aus jenen Kriegstagen eingeschoben, Gedichte polnischer Lyriker, Sätze aus dem Grimmschen Märchen

„Brüderchen und Schwesterchen“. Das mutet uns als Leser ständige Blickwechsel zu, wirkt aber schlüssig: Wir können nachvollziehen, wie bedrückend nahe dieser Frau das Vergangene ist. Dieser Verlust des Bruders, begreifen wir, hat eine Leerstelle in ihrem Leben hinterlassen, die sich auch später nicht ohne weiteres schließt. Wir erfahren vom innigen Verhältnis dieser Frau zu ihrem Bruder. Dies hat auch mit einem Mangel an Anerkennung durch die Mutter zu tun. Was wiederum Auswirkungen auf das Scheitern ihrer Ehe hat. Sogar im Verhältnis zu ihren drei Kindern fortwirkt.

Die Suche nach Spuren des Bruders, so begreifen wir bald, ist auch eine Suche dieser Frau nach der eigenen Identität. Wie all dies oft unbewusst miteinander verwoben ist, wird für uns nur sichtbar, weil dies ein Buch leiser Zwischen-



töne ist. Es zeigt uns beispielsweise, wie viel sich im Schweigen zwischen dem in Dialogen Ausgesprochenen ereignet.

Eine weitere Besonderheit: Die Natur, der Wald vor allem, ist hier weit mehr als bloßer Schauplatz. Im Erzählen wird die Landschaft zu einem Teil des Lebens dieser Frau. Eine der eindrucklichsten Szenen: Sie an einem stillen See in Polen. Staunend liest man, wie hier alle Möglichkeiten der deutschen Sprache genutzt wer- den, um dieses Verwobensein von vergangenem menschlichen Leid und Landschaft darzustellen. Wie etwas jenseits des Sichtbaren im Erzählen erfahrbar wird. Ein emotional so starker, fast metaphysischer Moment in einem Ton beschrieben ist, der präzise und poetisch zugleich ist.

Worauf diese Frau hofft, sichtbare Spuren des Bruders zu finden, das er-

füllt sich nicht. Jenes Dorf „Siehdichum“, seine möglicherweise letzte Lebensstation, bleibt ein imaginärer Ort. Aber Martha Lenders findet vieles andere. In einem Brief resümiert sie: „Über den Bruder weiß ich nur wenig mehr als vorher, aber Erstaunliches über den menschlichen Stolz, die Scham, den Neid, den Hass, die Gier, die Gelüste der Rache und des Mordens. Ich weiß natürlich auch mehr über die Existenz von Treue, Mut, Schmerz und Trauer. Wirklich erschüttert hat mich nur eines: die Unantastbarkeit von Hoffnung – auch in mir.“

Was sie vor allem findet, sind Menschen. Manche haben wie sie Verwandte im Krieg verloren. Einer davon ist ein polnischer Professor. Zwei Angehörige einst verfeindeter Völker offenbaren sich ihre Verlorenheit. Sie kommen sich dabei auf eine Weise nahe, die hier in vorsichtiger Schwebe bleibt. Dass es so etwas wie „Brüderlichkeit“ gibt, ist eine der überraschenden Erfahrungen, die diese Martha Lenders macht. Das ist mit beeindruckender Wahrhaftigkeit erzählt wie alles in diesem Roman.

Tomas Gärtner

© Anne Dorn: Siehdichum. Dittich Verlag, Berlin, 300 S., 22,80 Euro

Spielen aus dem Bauch heraus

Frankfurter Musikmesse zeigt Neuheiten

Eine Kreuzung aus Gitarre und Klavier, Knöpfe, die gleichzeitig Musik machen und Muster zeichnen, Würfel, deren Sound sich durch Herumschieben verändert – die Besucher der Frankfurter Musikmesse können ab heute eine ganze Reihe neuer Instrumente bestaunen. Viele sind ohne oder mit wenigen Vorkenntnissen zu spielen. 1652 Aussteller aus 47 Ländern präsentieren sich bis Sonnabend in Frankfurt, so viele wie nie zuvor, wie Messe-Geschäftsführer Detlef Braunstolz verkündet.

Das fünfte Rekordjahr in Folge passt zur guten Stimmung der Branche. Obwohl die in Deutschland ansässigen Hersteller von Musikinstrumenten als auch die Fachgeschäfte im Land können sich über steigende Nachfrage freuen wie diverse Branchenverbände vor Messebeginn berichteten. Der Grund: „Musik hat einen großen Stellenwert in unserer Gesellschaft“, glaubt Arthur Knopp, Präsident des Gesamtverbandes Deutscher Musikfachgeschäfte. „Das aktive Musizieren wird in immer stärkerem Maße gefördert.“ Auch erfolgreiche deutschsprachige Bands wie „Wir sind Helden“ hätten dazu beigetragen, dass die Jugend wieder mehr Lust habe, selbst Musik zu machen.

Und weil Musikmachen cool ist, ein Instrument zu lernen aber oft lang dauert, finden sich auf der Musikmesse viele Geräte, die auch Anfänger intuitiv bedienen können. Zum Beispiel die „Audio Cubes“: kleine bunt leuchtende Würfel, die an einen Rechner angeschlossen werden und vorprogrammierte Sounds abspielen. „Auspacken und anfangen“, wirbt Bert Schiettecatte, Chef des belgischen Herstellers Percussa, und beginnt, den Sound zu verändern, indem er die Würfel zueinander verschiebt, sie dreht oder mit der Hand abdeckt. Zwei Stück kosten knapp 400 Euro.

Auch das 850 Euro teure „Tenori-on“ von Yamaha zielt vornehmlich auf Disc-Jockeys. In einem silbernen Rahmen blinken 256 kleine Knöpfe um die Wette. Jeder Knopf löst eine bestimmte Note eines bestimmten Instruments aus und zugleich ein Lichtmuster, das die Musik in Bilder übersetzt. Um das Instrument zu spielen, das der Belgier Jan van Kelst erfunden hat, braucht man ein bisschen mehr Übung. Sein „Kelstone“ verbindet die Vorteile einer Gitarre mit den Vorteilen eines Klaviers: Das Instrument kann mit beiden Händen gespielt werden und die Finger sind dabei frei wie auf einer Tastatur, aber der Ton kann stufenlos nach oben oder unten gezogen werden wie bei einem Saiteninstrument.

Die stets beliebte Gitarre kann beim US-TraditionsHersteller Fender gleich 600-fach bestaunt werden. Es gibt Einstiegsmodelle für unter hundert Euro, rosa Gitarren mit Comic-Katzen drauf oder solche, die aussehen, als hätte der Musiker sich seine blutig gespielten Hände daran abgewischt. Teuerstes Exemplar am Stand ist ein Nachbau der Gitarre von Eddie Van Halen für 22 000 Euro. Ramirez präsentiert 125 Jahre alte spanische Gitarren, BC Rich eine zehnsaitige Gitarre, deren Saiten an beiden Enden gespannt werden können und Risa die kleinste Ukulele der Welt.

Wer ohne Strom musizieren will, kann sich zum Beispiel bei Afroton umsehen. Auch die Frankfurter Firma hat eine Weltneuheit im Programm, eine „Caisa“, die aussieht wie ein durchlöcherter umgedrehter Wok. Wenn Afroton-Chef Michael Röttger mit der Hand auf die neun Lochkreise am Rand der Metalltrommel schlägt, entstehen metallische und zugleich weiche Töne. Schön anzusehen sind auch traditionelle Instrumente wie zum Beispiel Kürbisse, die von einem Netz aus Perlen umspannt sind („Chekere“), riesige getrocknete Bohnen, die an einem Stab befestigt sind („Jujushaker“), Trommeln aus Tonkrügen („Udu“) oder schneckenförmige Muschelhörner. Sandra Trauner, dpa

www.musikmesse.com

KULTUR KOMPAKT

Christina Weiss ist neue Vorsitzende des Vereins der Freunde der Nationalgalerie in Berlin. Die frühere Kulturstaatsministerin übernahm das Amt gestern in Berlin von Peter Raue, der den Verein mit seinen 1400 Mitgliedern seit 1977 leitete.

Afrikas erste Messe für zeitgenössische Kunst wird morgen in der südafrikanischen Metropole Johannesburg ihre Tore öffnen.

Mehrere gigantische Installationen des chinesischen Künstlers Cai Guo-Qiang sind derzeit im New Yorker Guggenheim Museum zu sehen. Für die Arbeit „Stage One“ wurden neun echte Autos in der Mitte der berühmten Spiralkonstruktion des Frank Lloyd Wright-Gebäudes aufgehängt. Sie sollen eine Autoexplosion simulieren.

Der 6. Deutsche Hörfilmpreis geht an das Familiendrama „Das wahre Leben“ von Alain Gsponer mit Katja Riemann, Hannah Herzsprung und Ulrich Noethen.